



**Jörg Fichtner:**

**„Partnerschaftsstile“ und die Konstruktion von Männlichkeit durch Verhütung<sup>1</sup>**

An Typologien herrscht kein Mangel: Männer - womöglich ganze Männlichkeiten - lassen sich empirisch danach unterteilen, was sie über egalitäre Partnerschaften denken oder wie innovativ sie ihre Vaterrolle interpretieren, wann sie ihren Mann auch am Herd stehen bzw. wie oft sie sich beim Pinkeln hinsetzen, wie sie's mit der Religion und dem Gutenachtgebet halten und ob sie ihre Frauenbeziehungen auf dem festen Boden feministischer Theorie verankern oder ganz pragmatisch egalitär auspendeln lassen. Ja, selbst danach, was für Bücher über welche Männerbilder sie schreiben oder aus welchen Gründen sie Männerforschung betreiben, kann man sie mittlerweile Typen zuordnen und tut das auch. Fast will es scheinen, als ob ein gewaltiger wissenschaftlicher Befreiungsschlag gegen die Vorurteile des Alltags eingesetzt habe: Der Mann, im Jargon der 80er Jahre noch als „Typ“ verunglimpft, ist heute aufgehoben in schillernd bunte Männertypen, aus denen jeder einzelne - Krönung und Krise moderner Männlichkeit - den passenden nur auszuwählen braucht.

Auch mit diesem Beitrag soll eine Typologie vorgestellt werden, deren Anspruch allerdings begrenzt ist: Die zugrundeliegende Untersuchung zielte zunächst gar nicht auf die Rekonstruktion von Männlichkeiten, sondern war ganz pragmatisch auf die Frage von Empfängnisverhütung und deren Bedeutung für Männer gerichtet. Ausgangspunkt war der Zweifel an der Tragfähigkeit von Rational-Choice-Ansätzen, die das Feld der Verhütungsforschung in den letzten Jahren dominierten. Diese aus der Gesundheitspsychologie stammenden Theorieansätze fußen - bei aller Verschiedenheit - darauf, Verhütungsverhalten als Prozess rationaler Entscheidungen zu modellieren. Und sie sind in ihrer Anlage so grundindividualistisch, dass sie Fragen der Paarbeziehung und des Bedeutungsgehaltes von Kontrazeption nahezu völlig ausblenden. Unsere eigene Untersuchung richtete ihren Blick nun gerade darauf, ob sich nicht doch grundlegende Zusammenhänge zwischen Kontrazeption und Vorstellungen von Partnerschaft finden lassen, ob nicht partnerschaftliche und kontrazeptive Deutungsmuster an entscheidenden Stellen zur Deckung gebracht und damit die kontrazeptive Praxis als sinnhaft im Hinblick auf partnerschaftliche Orientierungen rekonstruiert werden kann. Auf diesem Wege und als empirisches Ergebnis kristallisierten sich idealtypische Beziehungsmuster heraus, von uns als *Partnerschaftsstile* bezeichnet, denen gleichzeitig spezifische Verhütungspraktiken zugeordnet werden konnten. Die hier vorgestellte Typologie



richtet sich also nicht auf Männer oder gar Männlichkeiten schlechthin, sondern auf den Ausschnitt Partnerschaftsstile, ein zentraler empirischer Ankerpunkt ist die Praxis der Empfängnisverhütung. Das schränkt zwar die Deutbarkeit in Bezug auf große Fragen - z.B. die nach „Männer heute“ - etwas ein, sie gibt dafür allerdings umso klarere Antworten zu Partnerschaftsvorstellungen und Geschlechterverhältnissen, zumal kaum eine soziale Praxis so unvermittelt und greifbar Verhältnisse zwischen den Geschlechtern herstellt wie die Regelung der Empfängnisverhütung: In ihrer kumulieren Arbeitsteilung der Geschlechter und geschlechtliche Arbeitsteilung (Bourdieu), prallt biologische Reproduktion - mit ihrem Insistieren auf die Natur der Geschlechter – auf die kulturelle Leistung, „den Akt der Kinderzeugung von der Verquickung mit der notwendigen Befriedigung eines natürlichen Bedürfnisses“ losgelöst zu haben (Freud), und nicht zuletzt scheinen sich Fragen von Macht, Arbeitsteilung und libidinöser Besetzung (Connell) hier in einem Aufwasch erledigen zu lassen. Nicht von ungefähr war die Frage nach der männlichen Verhütungsbeteiligung einst durchaus eine von öffentlichem Interesse, zumindest wurde sie von der feministischen Kritik der 70er als eine politische zum Thema gemacht. Interessiert man sich also für die „Praxis von Männlichkeit heute“ dürfte Kontrazeption auch weiterhin von Bedeutung sein.

Erst im Anschluss an die empirische Untersuchung und um den im Datenmaterial gefundenen Zusammenhang von Verhütung, Partnerschaftsstilen und Männlichkeiten auch theoretisch einholen zu können, wurde ein Modell entwickelt, das bestehende Theorien zu integrieren versuchte. Insbesondere zwei Überlegungen schienen dabei nützlich zu sein: Lebensstilkonzepte als ein Ansatzpunkt zur theoretischen Grundlegung von Partnerschaftsstilen und die Entwicklung von sozialkonstruktivistischen Gendertheorien. Einige dieser Überlegungen sollen im folgenden kurz dargestellt werden, um dann das Modell von Partnerschaftsstilen zu skizzieren und durch die Untersuchungsergebnisse zu illustrieren.

### *Von Lebensstilen zu Partnerschaftsstilen*

Recht weit vorne in der Ahnenreihe diverser Männer-Typologien findet sich eine etwas in Vergessenheit geratene Männerstudie aus dem Marktforschungsprogramm des Burda-Verlags, die zum Ziel hatte, die damals neuen Tendenzen in den Lebensorientierungen von Männern nachzuzeichnen und auf ihre Marktgängigkeit hin abzuschätzen.<sup>2</sup> Auch wenn das in neueren Untersuchungen zur Männlichkeit dominierende emanzipative Anliegen in der Burda-Studie eine

---

<sup>1</sup>Dieser Text ist nicht als eigenständige Druckveröffentlichung gedacht, sondern ersetzt lediglich den mündlichen Vortrag. Einzelne Abschnitte wurden verändert den ausführlichen Darstellungen in Fichtner (1999a, 1999b, 2000 und i. Dr.) entnommen. Für wichtige Anregungen danke ich Katharina Türpitz und Anneliese Hendel-Kramer.

<sup>2</sup> Burda-Verlag (1983)



äußerst marginale Rolle spielte, könnte sie unter einem Gesichtspunkt gleichwohl vorbildhaft sein: Sie gehört zu zahlreichen Forschungsarbeiten zu Lebensstilen, und gerade in dieser Diskussion tauchten einige Überlegungen auf, die für eine Typologie von Männlichkeit genutzt werden sollten. Lebensstile können beschrieben werden als spezifische Praxis- und Existenzformen einzelner Milieus, die durch gemeinsame äußere Lebensbedingungen und innere Haltungen bestimmt sind. Die Typologien zielen - je nach Lebensstilkonzept - auf soziale Struktur, Alltagspraxis oder normative Orientierungen.<sup>3</sup> Da sowohl Partnerwahlen als auch die Orientierungsmuster in Bezug auf Partnerschaftsgestaltung Gegenstand verschiedenster theoretischer und empirischer Fassungen von Lebensstilen sind, lohnt sich ein kurzer Überblick über die Grundlagen der Lebensstilforschung.

Entscheidend für die heutige Bedeutung von Lebensstil ist der Lebensstilbegriff von Max Weber, der bei ihm allerdings nicht sehr einheitlich angelegt ist, sondern zwischen „Lebensstil“, „Lebensführung“ und „Stilisierung der Lebensführung“ schwankt. Gleichwohl ist es dieses Konzept der Lebensführung, das die US-amerikanische Soziologie als „life-style“ übernommen hat und dessen Rückübersetzung den aktuellen Lebensstilbegriff prägt. Trotz gravierender konzeptioneller Unterschiede zur heutigen Lebensstilforschung können die drei Kernmerkmale des Lebensstils bei Weber auch für die aktuellen Ansätze als kennzeichnend betrachtet werden: „Erstens symbolisiert er Identität und signalisiert Zugehörigkeit; zweitens markiert er eine klare Abgrenzung zu anderen Lebensführungsweisen; drittens wird der Lebensstil häufig als Mittel und Strategie zur Schließung sozialer Beziehungen und zur monopolistischen Appropriation von Lebenschancen einer Statusgruppe benutzt“.<sup>4</sup> Die Funktion des Lebensstils richtet sich also sowohl nach außen, zur Differenzierung von anderen Lebensstilgruppen oder Milieus, als auch nach innen, als Zeichen der Identifikation und als Mittel des sozialen Austausches. Es lassen sich vier Dimensionen unterscheiden, in denen sich Lebensstile äußern und von denen besonders drei für die Rekonstruktion von Partnerschaftsstilen Bedeutung haben dürften: das *expressive* Verhalten, das sich in Freizeitaktivitäten und Konsummustern niederschlägt, das *interaktive* Verhalten, das direkt in Geselligkeit und Heiratsverhalten zum Ausdruck kommt, das *evaluative* Verhalten, das sich in Wertorientierungen und Einstellungen niederschlägt und schließlich das *kognitive* Verhalten, das die Selbstidentifikation und die Zugehörigkeit zur sozialen Welt überhaupt steuert. „Expressives, interaktives, evaluatives und kognitives Verhalten bilden die vier zentralen Dimensionen, in denen Lebensstile soziologisch aussichtsreich analysiert werden.

---

<sup>3</sup> vgl. Hradil (1987), Müller (1992), Schulze (1992)

<sup>4</sup> Müller (1992, S. 372)



Auf diese Weise lassen sich Typen von Lebensstilen bilden“.<sup>5</sup> Während über die expressive und interaktive Dimension unmittelbar die Partnerwahl beeinflusst wird, kommt der evaluativen die entscheidende Funktion bei der Selektion möglicher Lebens- und Partnerschaftsformen zu. Entscheidend ist nun, dass solche Lebensstilkonzepte unmittelbar an soziale Ungleichheiten anknüpfen und sich damit kategorial abgrenzen von rein voluntaristisch gefassten „life-styles“ im Sinne von Verhaltensmoden. Soziokulturelle Milieus unterscheiden sich, hierin vergleichbar mit Klassen oder Schichten, durch „mehr oder minder vorteilhafte Lebens- und Handlungschancen, die Menschen durch gesellschaftlich hervorgebrachte Lebensbedingungen dauerhaft vorgegeben sind“.<sup>6</sup> Im Gegensatz zur Beliebigkeitsvermutung mancher Pluralisierungsansätze bilden Lebensstile somit klare Grenzen ab, sowohl in Bezug auf Wahlmöglichkeiten als auch im Hinblick auf Handlungsziele. In diesem Sinne muss man „Lebensstile als raum-zeitlich strukturierende Muster der Lebensführung fassen, die von materiellen und kulturellen Ressourcen und den Werthaltungen abhängen. Die Ressourcen umschreiben die Lebenschancen, die jeweiligen Options- und Wahlmöglichkeiten, die Werthaltungen definieren die vorherrschenden Lebensziele, prägen Mentalitäten und kommen in einem bestimmten Habitus zum Ausdruck“.<sup>7</sup>

Wesentliche theoretische Grundlage für solche Lebensstilansätze bildet einmal mehr das in der Geschlechterforschung viel verwendete - weil eben auch sehr vieles verwendende - Habituskonzept Bourdieus. Allerdings wird gerade diese Intention eher vernachlässigt, nämlich dass Habitus als zentrale Vermittlungsinstanz zwischen sozialer Struktur und milieuspezifischer Praxis vor allem für die Analyse von Geschmack und Lebensstilen von Bedeutung ist. Soziale Strukturen werden nach Bourdieu bekanntlich bestimmt durch den Gesamtumfang und die jeweilige Gewichtung von ökonomischem, kulturellem und sozialem Kapital, wobei diese sowohl als ‚vis insita‘ wirken, als ‚eine Kraft, die den objektiven und subjektiven Strukturen innewohnt‘, als auch als ‚lex insita‘, also als „grundlegendes Prinzip der inneren Regelmäßigkeit der sozialen Welt“.<sup>8</sup> Soziale Klassen lassen sich nun einerseits durch die Anhäufung spezifischer Kapitalarten unterscheiden, andererseits wirken diese Sozialstrukturen aber nicht direkt auf die Lebensstile, sondern determinieren vielmehr den Habitus, der seinerseits die Lebensstile bedingt. Der Habitus vermittelt zwischen Struktur und Praxis, seine Konstitution erfolgt nach Maßgabe der sozialen Struktur und bildet klassenspezifische Dispositionen aus, welche selbst als Denk-,

---

<sup>5</sup> ebd. S. 378

<sup>6</sup> Hradil (1987, S. 141); vgl. auch Michailow (1996)

<sup>7</sup> Müller (1992, S. 53)

<sup>8</sup> Bourdieu (1983, S. 183)



Wahrnehmungs- und Beurteilungsschemata wiederum angepasste Praxisformen generieren, die dann zur Reproduktion objektiver Strukturen beitragen. Der Habitus stellt also einen Mechanismus dar, der die Praxis einerseits der Struktur anpasst und damit andererseits die praktische Reproduktion der Struktur gewährleistet. Da somit unterschiedliche soziale Bedingungen jeweils spezifisch unterschiedliche Habitusformationen hervorbringen, „... erweisen sich die von dem jeweiligen Habitus erzeugten Praxisformen als systematische Konfigurationen von Eigenschaften und Merkmalen und darin als Ausdruck von Unterschieden, die ... als Lebensstile fungieren“.<sup>9</sup>

Wendet man das Habituskonzept auf die theoretische Fundierung von Partnerschaftsstilen an, ergeben sich spannende Konsequenzen im Hinblick der Bewusstheit der Akteure für ihre soziale Position und der Wählbarkeit von dafür angemessener Praxis: Zum einen können alle Handlungen nach Bourdieu als ökonomische begriffen werden, die auf Maximierung von symbolischem oder materiellem Gewinn ausgerichtet sind. Zum anderen ist der eng mit dem Habitus verbundene ‚Geschmack‘ gerade durch eine scheinbare Natürlichkeit gekennzeichnet, die nicht einer bewussten Entscheidung unterliegt. Die Lösung liegt für Bourdieu in einem Paradoxon, dem des objektiven Sinns ohne subjektive Absicht. Entgegen dem Modell des homo oeconomicus mit einem rationalen Nutzenkalkül vollzieht sich bei Bourdieu individuelle Praxis in der Mehrzahl aller Fälle automatisch und unbewusst. Als sedimentierte Erfahrung werden habituelle Schemata zur zweiten Natur, klassenspezifische Grenzen der Sozialwelt zu scheinbar natürlichen Grenzen der Lebenswelt. Diesen Aspekt des Habitus bezeichnet Bourdieu auch als Doxa, weil die im generativen Schema abgelagerten, sozial strukturierten Erfahrungen einen unhinterfragbaren Charakter der Naturwüchsigkeit annehmen. Diese Unbewusstheitsannahme erklärt die Aufrechterhaltung von Praxis, die nicht rational-intentional auf ein Handlungsergebnis bezogen ist, sondern ihren ursprünglichen Sinn in sozialer Positionierung hatte: Die dauerhaften, in der Sozialisation erworbenen Dispositionen bleiben über die Zeit hinweg stabil. Der Habitus repräsentiert damit verinnerlichte Gesellschaftsstrukturen, leitet als System von Dispositionen unbewusst Praxisstrategien an, die dennoch (meist) im Interesse der Individuen liegen. Es sind die homogenen Lebensbedingungen einer sozialen Klasse die wiederum zu „homogenen Konditionierungen und Anpassungsprozessen“ (Bourdieu) und damit zu einem bestimmten lebensstilproduzierenden Habitus führen. Obwohl sich in früheren Schriften noch andere Tendenzen finden, kann Bourdieu in seinem Hauptwerk sicher als stark klassentheoretisch eingestuft werden. Er überwindet damit zwar die Dichotomie von Handlung

---

<sup>9</sup> Bourdieu (1982, S. 278f)



und Struktur, behält aber deutlich stärker die Wirkung gesellschaftlicher Strukturiertheit im Auge als dies etwa in der Pluralisierungstheorie der Fall ist: Lebensstile sind weitgehend durch Strukturen sozialer Klassen mit unterschiedlichen Kapitalformen und -mengen bestimmt. Entsprechend sind auch Partnerschaftsstile nicht als frei wählbare Alternativen für Jedermann zu verstehen - selbst in der „zweiten Moderne“ geht es nicht zu wie im neuen Werbespot von Bang und Olufson -, sondern finden ihre Grenzen in den Verbindlichkeiten der Klassenlage.

### *Gendertheorie und soziales Milieu*

Nun beschäftigt sich ja gerade das sicher meist rezipierte Konzept innerhalb neuerer Männerforschung, das der hegemonialen Männlichkeit(en) von Connell,<sup>10</sup> mit Fragen von alternativen und konkurrierenden Ausprägungen männlicher Lebensformen. Da hierin vor allem die Frage nach Aufrechterhaltung von Machtverhältnissen trotz gesellschaftlichem Wandel gestellt wird, die die Ausdifferenzierung verschiedener Männlichkeitsformen erklärt, legt dieser Ansatz in besonderer Weise deren Rückbezug auf soziales Milieu nahe. Im Konzept hegemonialer Männlichkeit werden sozialer Wandel und Macht synchron gefasst, Veränderungen sozialer Praxis von Männlichkeit dienen der Aufrechterhaltung von Macht über die veränderten Anforderungen gesellschaftlicher Arbeit hinweg. Connell identifiziert drei Hauptstrukturen der Analyse der Geschlechterverhältnisse: Arbeitsteilung, institutionelle Macht und die Struktur der libidinösen Besetzung. Damit werden „gegenwärtige Veränderungen der Männlichkeit nicht als Aufweichung oder Verhärtung einer einheitlichen ‚Geschlechterrolle‘ (gesehen) ..., sondern als ein Feld institutioneller und zwischenmenschlicher Veränderungen, in dem ein vielseitiger Kampf um Hegemonie in Geschlechterverhältnissen und Vorteile in anderen Strukturen verfolgt werden“.<sup>11</sup> Die Dynamik der Geschlechterverhältnisse ist zwar an eine Veränderung von Klassenverhältnissen und Arbeitsprozessen geknüpft, die Grundfrage, „wie bestimmte Männer Macht- und Reichtumspositionen besetzten und wie sie die gesellschaftlichen Verhältnisse, die ihre Vorherrschaft erzeugen, legitimieren und reproduzieren“, bleibt aber weiter zentral.<sup>12</sup> Da die dazu angewandten Strategien je nach Klassenlage notwendigerweise Modifikationen unterworfen sind, betrifft der historische Wandel mindestens zwei Ausdifferenzierungen von Männlichkeit: zum einen klassenspezifische Strategien zur Aufrechterhaltung von männlicher Dominanz gegenüber Frauen, zum anderen Konkurrenz

---

<sup>10</sup> z.B. Connell (1995); Carrigan, Connell & Lee (1996); Connell (1999)

<sup>11</sup> Connell (1995, S. 36)

<sup>12</sup> Carrigan et al. (1996, S. 62)



zwischen hegemonialer und alternativer Männlichkeiten, die selbst wieder an spezifische Milieus verwiesen sind.

Männliche Praktiken oder Lebensweisen können so nur vor dem Hintergrund spezifischer soziokultureller Milieus analysiert werden. Ein entsprechendes Vorgehen lässt sich etwa bei May finden, der unterschiedliche Bedingungen der Ablösung vom Elternhaus bei Jungen unterscheidet, je nach Herkunft aus dem durch körperliche Arbeit geprägten Milieu, dem Milieu der Angestelltenkultur und dem Milieu kultureller und sozialer Intelligenz. Oder eben auch bei der Untersuchung von Frerichs und Steinrücke über das Kochen als männliches, aber sehr milieuspezifisches Spiel.<sup>13</sup> Wird Männlichkeit nicht als das Ensemble männlicher Rollen betrachtet, die gesellschaftlich vorgegeben sind und erlernt werden, sondern richtet sich das Erkenntnisinteresse auf „Orte und Lebensweisen von Männern“, basiert also auf einem Konzept, in dem „Männlichkeit als persönliche Praxis nicht von ihrem institutionellen Kontext getrennt“ wird,<sup>14</sup> dann legt diese Sicht ohnehin einen Anschluss an das Bourdieusche Habituskonzept nahe, das ja genau auf diese Vermittlung von Struktur und Praxis zielt. Aber auch in der Frage nach Mechanismen zur „Aufrechterhaltung von Macht über die veränderten Anforderungen gesellschaftlicher Arbeit hinweg“ eröffnet die Verbindung beider Ansätze, die sich ganz ausdrücklich mit der Frage von gesellschaftlichen Machtverhältnissen beschäftigen, eine wichtige Perspektive: Solche Praktiken zur Aufrechterhaltung von Macht müssen durchaus nicht intentional sein, sondern können eben „objektiven Sinn ohne subjektive Absicht“ haben.

In den letzten Jahren zeigt Bourdieu selbst - nach dem die Kategorie „Geschlecht“ in seinen Schriften lange nur sehr unsystematisch und randständig vorkam - wie das Habituskonzept für eine Analyse der Geschlechterverhältnisse fruchtbar gemacht werden kann; die lange angekündigte Übersetzung seiner Monographie zur männlichen Herrschaft wird nicht nur in Kreisen der Männerforschung mit Spannung erwartet.<sup>15</sup>

Eigentlich bietet sich sein Konzept auch zur Erklärung der Ausbildung von vergeschlechtlichten und vergeschlechtlichenden Praxisformen im Zusammenhang mit sozialen Milieus an, obwohl seine Gedanken zur „Geschlechtersozialisation“ von Bourdieu noch nicht in eine Theorie von Lebensstilen eingearbeitet sind: Das Habituskonzept beschreibt ja Erwerb- und Aufrechterhaltungsmodi für eine Praxis, die der jeweiligen gesellschaftlichen Position angemessen ist. Unstreitig kann Zugehörigkeit zu einem sozialen Geschlecht selbst als ein Ausschnitt solcher Soziallagen begriffen werden, die symbolisch durch Männlichkeits-

---

<sup>13</sup> vgl. May (1995); Frerichs & Steinrücke (1997) und auch Meuser (1998); Meuser & Behnke (1998)

<sup>14</sup> Connell (1995, S. 27)

<sup>15</sup> Bourdieu (1997a); Bourdieu (1997b); Bourdieu (i. Dr.)



Weiblichkeits-Dichotomien repräsentiert werden: „Während jeder partielle sexuelle Unterschied für sich genommen arbiträr ist, enthält die Opposition männlich/weiblich objektive und subjektive Notwendigkeit durch den Umstand, dass sie verstrickt ist in ein System, welches von ihr getragen wird, und das sie selbst trägt, ein unauflösliches und unerschöpfliches System homologer Oppositionen“.<sup>16</sup> Die geschlechtliche Einteilung, die grundlegendes Strukturierungsprinzip gesellschaftlicher Ordnung darstellt, wird zum einen zum subjektiven Prinzip der Anschauung, also zur kognitiven Kategorie, vermittels derer Individuen die Welt als sinnvolle, gelebte Wirklichkeit erkennen und konstruieren können. Zum anderen konstruieren solche Einteilungen mittels des vergeschlechtlichten und vergeschlechtlichenden Habitus biologische Körper, die Bourdieu als symbolische Neuerschaffung anatomischer Unterschiede betrachtet: „Durch eine permanente Formierungs- und Bildungsarbeit, konstruiert die soziale Welt den Körper als vergeschlechtlichte Wirklichkeit und in eins als Speicher von vergeschlechtlichenden Wahrnehmungs- und Bewertungskategorien, die wiederum auf den Körper in seiner biologischen Realität angewendet werden“.<sup>17</sup> Bourdieu fasst dies als „phallosnarzißtische Disposition“ und „Somatisierung von Herrschaft“, wobei die Übereinstimmung von sozialen und kognitiven Strukturen, die dem Körper und dem Bewusstsein eingeschrieben sind, männliche Herrschaft als fraglos und natürlich erscheinen lassen. Männliche Sozialisation verdankt danach ihre Wirksamkeit dem Umstand, dass sie eine Herrschaftsbeziehung legitimiert, indem sie dieser einer biologischen Natur einschreibt, die selbst wieder naturalisierte soziale Konstruktion ist. Gerade dieser Blick auf Verwendungsformen des vergeschlechtlichten Körpers würde es als geradezu absurd erscheinen lassen, dass ausgerechnet die Regelung der Empfängnisverhütung keine Rolle spielen sollte für eine solche Formierungsarbeit. Und er schafft gleichzeitig das Verständnis dafür, warum geschlechtliche Arbeitsteilung in dieser Frage - mittlerweile wieder - so selbstverständlich und naturgegeben erscheint.

Dies ist aber nur eine erste Möglichkeit, Bourdieus Konzept für die Frage von Geschlechterkonstruktion nutzbar zu machen: Geschlechtszugehörigkeit stellt eine spezifische Sozillage dar, die analog zu anderen Lagen, wie etwa der Klassenlage, erworben und aufrecht erhalten wird. Möglich wäre aber noch ein zweiter Schritt, die theoretische Anbindung von Geschlecht an Milieu- und Klassenstrukturen, und dieser Weg wurde von der Bourdieu-Rezeption inzwischen auch gegangen: Frerichs und Steinrücke etwa diskutieren mit ihrer Klassengeschlechtshypothese das wechselseitige Verhältnis von Positionierung durch soziales Geschlecht und Klasse: Weder Frauen noch Männer bilden homogene soziale Gruppen, sondern

---

<sup>16</sup> Bourdieu (1997b, S. 92)



sind durch Klassenunterschiede getrennt, aber Geschlechterverhältnisse selbst sind wiederum innerhalb der sozialen Klassen ungleichheitsrelevant. Soziale Strukturierung per Geschlecht erfährt eine klassenspezifische Brechung: Die spezifische Ausprägung von gesellschaftlichen Geschlechterverhältnissen unterscheidet sich zwischen den sozialen Klassen. In einer etwas älteren Arbeit argumentierte Liebau aus einer sozialisationstheoretischen Sicht, dass im Verlauf individueller Sozialisation Dispositionen unterschiedlichen Allgemeinheitsgrades erworben werden. Zum einen gibt es in Gesellschaften eher universelle generative Prinzipien und hierher zählt er auch die zentralen Prinzipien der gesellschaftlichen Arbeitsteilung, insbesondere der geschlechtlichen Arbeitsteilung. Zum anderen existieren klassen- oder gruppenspezifische generative Prinzipien, die milieuspezifische Ausprägungen von Geschlechterrollen bewirken: „In den verschiedenen Gruppen der Gesellschaft gibt es bekanntlich höchst unterschiedliche Praktiken des Umgangs mit dem Geschlechterverhältnis ... dementsprechend unterscheiden sich die primären Habitusformen“.<sup>18</sup> Damit erweist sich die Logik unterschiedlicher Praktiken gebunden an die soziale Positionierung durch ökonomisches, soziales und kulturelles Kapital einerseits, durch Zugehörigkeit zu sozial konstruierten Geschlechtern andererseits, die beide nicht unabhängig voneinander betrachtet werden können. Koppelt man Bourdieus klassisches Konzept mit seinen neueren Ausführungen zu Gender, dann spiegelt der Habitus Wahrnehmungs-, Denk- und Verhaltensschemata wider, die den Status sowohl in der Klassen- als auch in der Geschlechterhierarchie repräsentieren. Wird Männlichkeit als Praxisform verstanden, die auf der Ebene von Reproduktion für die alltägliche Herstellung von sozialem Geschlecht sorgt, müssen im Lebensstil - der eine zentrale performative Ebene des vergeschlechtlichen Habitus darstellt - sowohl Partnerschaftsstile als auch Formen von Männlichkeit aufgehoben sein.

#### *Verhütung als Praxis zur Konstruktion von Männlichkeit*

Der Fokus auf konkrete Praktiken lenkt den Blick auf zwei Aspekte der sozialen Herstellung von Männlichkeit, die in engem Zusammenhang mit Kontrazeption stehen: Die Sexualität von Männern, die den unmittelbaren Kontext von Verhütung darstellt, und männliches Gesundheitsverhalten, das als übergeordneter Rahmen kontrazeptiven Verhaltens gesehen werden kann. Beides kann selbst wiederum als soziale Praxis zur (Re-)Produktion von geschlechtlicher Identität begriffen werden.

---

<sup>17</sup> Bourdieu (1997a, S. 167)

<sup>18</sup> Liebau (1992, S. 140f)



Soziale Praxis allgemein und Geschlechterpraxis insbesondere sind im Konzept hegemonialer Männlichkeit dadurch gekennzeichnet, dass die Dimension des Körpers „als Objekt der Praxis“ immer gegenwärtig bleibt. Verbunden ist damit allerdings nicht eine biologische Determination, sondern gerade deren Überschreitung durch Sozialität. Diese Bedeutung von ‚Körper‘ für soziale Praxis lässt nun der Sexualität eine besondere Bedeutung für die Konstruktion von Geschlechterverhältnissen zukommen: Männlichkeit als kulturelle Form kann nicht von Sexualität abstrahiert werden, da diese eine wesentliche Dimension der sozialen Entstehung der Geschlechter darstellt: „Sexualität bezieht den Körper mit ein, ist aber selbst soziale Praxis und gestaltet die soziale Welt. Es gibt keine logische Kluft zwischen Sexualität und der Lebenswelt in Organisationen“.<sup>19</sup> Damit kommt dem Sexuellen aber eine ganz grundlegende Bedeutung zu: Neben Arbeitsteilung und Macht bildet die „Struktur der libidinösen Besetzung“ selbst das dritte Strukturmerkmal des Geschlechterverhältnisses. Das hegemoniale Muster libidinöser Besetzung ist nicht Folge, sondern Merkmal hegemonialer Männlichkeit. Sexualität bzw. libidinöse Besetzung stellt aus dieser Sicht sowohl Strukturmerkmal und damit Bedingung des Geschlechterverhältnisses als auch selbst soziales Konstrukt dar.

Auch Gesundheits- und Risikoverhalten, als deren Teil Kontrazeption ja ebenfalls gesehen werden kann, können als Orte zur sozialen Herstellung von Männlichkeit betrachtet werden. Die im Männlichkeitsdiskurs viel zitierten gesundheitlichen Defizite des „starken“ Geschlechts, wie auch deutliche geschlechtsspezifische Auffassungen von Gesundheit und körperlichem oder seelischem Wohlbefinden sprechen zumindest dafür, dass Praxis und Deutung gesundheitsbezogener Handlungen mit sozialem Geschlecht in Verbindung stehen.<sup>20</sup> Untersuchungen bei Jugendlichen im Zusammenhang mit dem Erwerb von Geschlechtsidentität zeigen, dass insbesondere Risikopraktiken, die sich auch als gesundheitsschädigendes Verhalten manifestieren, funktional zur Herstellung von Männlichkeit sein können. Jugendstudien zeigen eindrücklich auf, welche individuelle und soziale Funktion Risikoverhalten von männlichen und weiblichen Jugendlichen je nach Entwicklungsstufe besitzt. Eine weitere Differenzierung dieser Position erlaubt eine Untersuchung zu somatischen Kulturen von Jugendlichen.<sup>21</sup> Sie zeigt, dass bei unterschiedlichem Verhalten wie Rauchen, Alkoholkonsum, Drogenkonsum oder Sport bis hin zu Suizidmethoden in „weiche“ und „harte“ Varianten unterschieden werden kann und durchgängig gilt: Je härter das Muster, um so weniger sind Mädchen daran beteiligt. Gleichzeitig

---

<sup>19</sup> Connell (1995, S. 27)

<sup>20</sup> z.B. Becker & Minsel (1986); Schnack & Neutzling (1990); Kolip (1994); Hurrelmann (1996); Brähler & Kupfer (i. Dr.)

<sup>21</sup> vgl. Helfferich (1994)



verweist sie darauf, dass deutliche Schichtunterschiede in der Ausbildung solcher somatischer Kulturen auszumachen sind. Gegen eine anthropologische Position mit ihrer generalisierenden Zuschreibung von „Härte“ zu „Mannsein“ setzt sie soziale Normierung. Nicht nur zwischen den Geschlechtern, sondern auch innerhalb der beiden Geschlechter werden bei differierender sozialer Herkunft die gesellschaftlichen Widersprüche offensichtlich ganz verschieden erfahren; und je nach normativem Bezugssystem eröffnen sich unterschiedliche Möglichkeiten, diese Widersprüche zu verarbeiten. Dabei weisen soziale Milieus Mädchen und Jungen einen anderen Ort zu, definieren geschlechtsabhängige Rechte und Pflichten jeweils anders und haben verschiedene Konzepte und Ausdrucksformen von Männlichkeit und Weiblichkeit.

### *Das Konzept der Partnerschaftsstile*

Der Grundgedanke Bourdieus, dass *soziale Praxis* Ausdruck spezifischer Dispositionen bzw. eines *Habitus* ist, welche diese Praxis wiederum entsprechend den sozialen *Strukturen* ausrichten, in die eine Person hinein sozialisiert wurde, kann auch auf die theoretische Modellierung von Partnerschaftsstilen angewendet werden. Dies erlaubt außerdem eine Integration weiterer Ansätze aus Psychologie und Soziologie. Denn obwohl sein Konzept vor allem ein soziologisches ist, zielt Bourdieu nachdrücklich auf die Verwobenheit von Individuum und Gesellschaft, von Handlung und Struktur, und macht somit das Konzept auch für psychologische Anschlüsse fruchtbar. Das Kernstück des von uns entwickelten Modells zur Erklärung der *kontrazeptiven Praxis* - der Partnerschaftsstil – kann im Bourdieuschen Sinne als eine Reihe von Dispositionen begriffen werden, die einen wesentlichen Aspekt des jeweiligen *Habitus* darstellen. Als entscheidend für deren biographische Herausbildung lassen sich drei *Strukturen* vermuten:

Zum einen - und das ist ein originär psychologischer Zugang - ist sicherlich die frühe und familiäre Lerngeschichte im Hinblick auf die Beziehungserfahrungen für erwachsene Partnerschaftsstile prägend. Es ist wahrscheinlich, dass sowohl unmittelbar eigene Erfahrung in der Beziehung zu den Eltern, als auch Modellcharakteristika der Elternbeziehung Determinanten einer Erfahrungsorganisation darstellen, die Beziehungserfahrung im Erwachsenenalter thematisch ausrichten und inhaltlich strukturieren. Befunde für solche Zusammenhänge finden sich insbesondere in der Bindungsforschung, und in neueren psychoanalytische Studien zum Übertragungskonzept. Für die Stabilität solcher Erfahrungsorganisationen sprechen auch



verschiedene Untersuchungen zu einem persönlichkeitspsychologischen Konzept sogenannter „Liebesstile“.<sup>22</sup>

Zweitens - und hier wird eine soziologische Sicht notwendig - sind gesellschaftlich verfügbare Lebensformen immer auch als historisch veränderliche Modelle zu sehen, entlang denen Liebe und Partnerschaft ausgestaltet werden können. Hier ist einerseits das romantische Liebesideal und die daran geknüpfte traditionelle Kleinfamilie mit einer gegenseitigen Verweisung von Liebe, Ehe und Elternschaft von Bedeutung, andererseits die seit den 60er Jahren zunehmende Entkoppelung einzelner bis dahin an die Familie gebundene Lebens- und Verhaltenselemente, die sich auf den ersten Blick als Deinstitutionalisierung der traditionellen Familie und Pluralisierung verschiedenster Partnerschaftsformen niederschlägt.<sup>23</sup>

Und zum dritten zeigen sich Lebensläufe und Beziehungsvorstellungen auch weiterhin stark an traditionelle Partnerschaftsformen gebunden, nachhaltige Veränderungen bleiben überwiegend auf eingrenzbar Gruppen beschränkt, die sich unter anderem durch ein Alter unter 35 Jahren, höhere Bildung oder auch großstädtische Wohnorte auszeichnen.<sup>24</sup> Wichtig wird damit noch ein letzter Aspekt für die Formulierung solcher Partnerschaftsstile, nämlich soziale Milieus und Lebensstile. Zu vermuten ist, dass soziale Milieus im Rahmen ihrer Ordnungsfunktion den gesellschaftlichen Raum auch im Hinblick auf partnerschaftliche Orientierungs- und Handlungsmuster strukturieren. Durch ihre wesentliche soziale Funktion - nämlich Homogenisierung nach innen und Distanzierung nach außen - kommt ihnen auch in Bezug auf Partnerschaftsstile restringierende und normierende Funktion zu: Sowohl milieuspezifische sozioökonomische Bedingungen, als auch Werteorientierung einzelner Lebensstile steuern den Selektionsprozess innerhalb gesamtgesellschaftlich vorhandener Partnerschaftsformen. Solche Milieus, die wesentliche Voraussetzungen zur Ausbildung von sozialer Identität und zum Aufbau von sozialen Beziehungen darstellen, bilden sich in komplexen Wechselwirkungen situativer Faktoren und subjektiver Werthaltungen und Präferenzen heraus.

Partnerschaftsstile bilden sich biographisch entlang individueller Erfahrungen der Beziehungsgestaltung heraus, sind dabei aber immer auch an den Rahmen von gesellschaftlich-aggregierten sozialstrukturellen Bedingungen verwiesen. In diesem Konstitutionsprozess werden gleichzeitig spezifische Formen oder Muster von Männlichkeit herausgebildet, wobei (männliche) Partnerschaftsstile und Männlichkeitsformen sich gegenseitig bedingen; gemeinsam

---

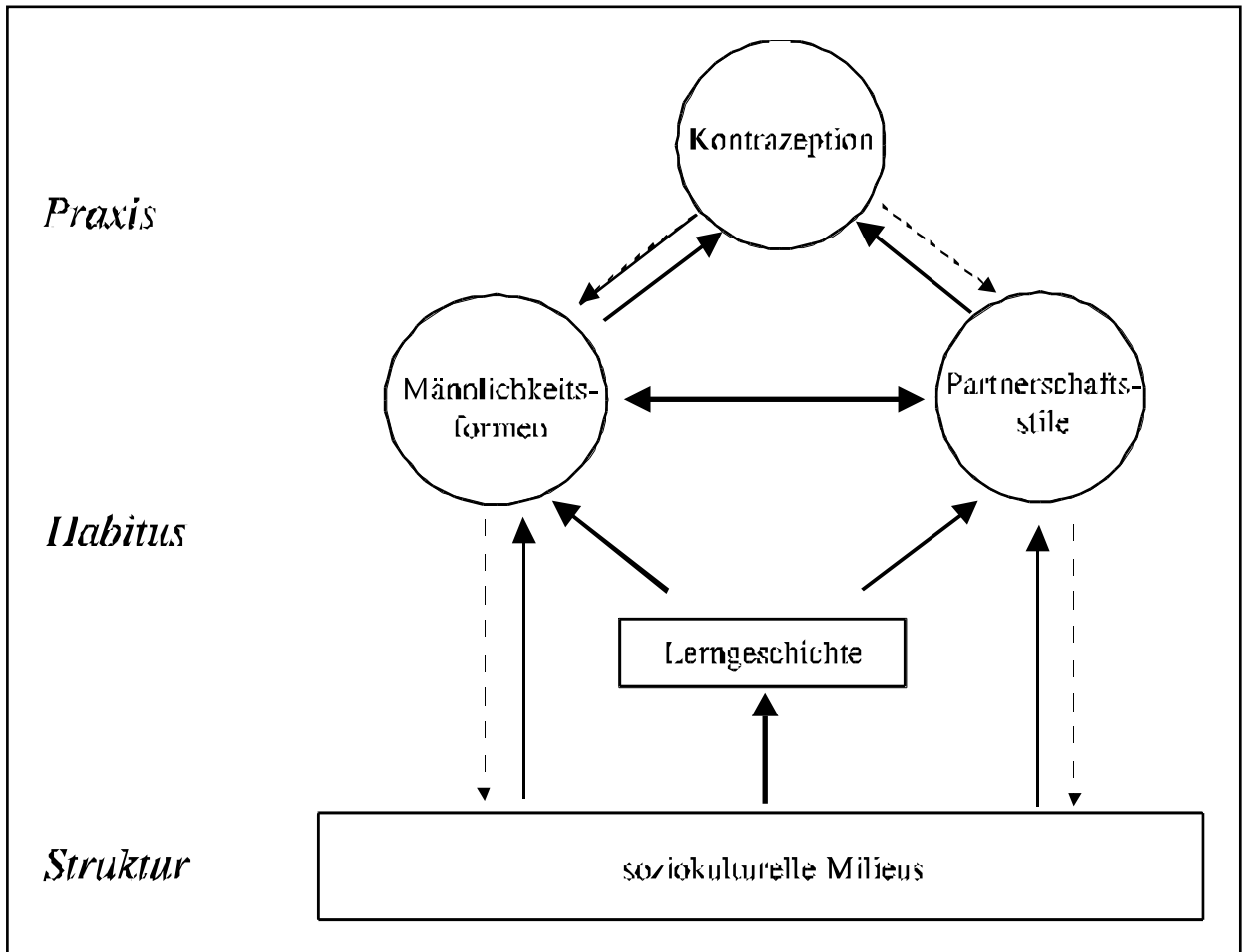
<sup>22</sup> vgl. zur Bindungstheorie z.B. Zimmermann & Sprangler (1995), zu Übertragungskonzepten z.B. Dahlbender & Kächele (1994) und Lebensstilen nach Lee z.B. Bierhoff (1991)

<sup>23</sup> vgl. Tyrell (1987); Beck (1990)

<sup>24</sup> vgl. Burkart (1997); BMFSFJ (1998)

konstituieren sie Geschlechterverhältnisse als Praxisformen von sozialen Geschlechtern. Diese Muster, die die Ordnung und Wahrnehmung von Welt strukturieren und Praxis entlang solcher Deutungen organisieren, bilden auch die Folie, auf der sich die kontrazeptive Praxis von Männern entwickelt (vgl. Abb. 1).

**Abbildung 1: Partnerschaftsstile und kontrazeptive Praxis**



*Methodisches Design der Untersuchung*

Die empirische Basis dieses Modells wurde im Rahmen eines Forschungsprojektes zur HIV-Prävention und Kontrazeption gelegt. Zielgruppe stellten 20- bis 35-jährige Männer aus alten und neuen Bundesländern dar. Wichtigstes Merkmal des Forschungsdesigns war ein Methodenmix, bei dem der erste Schritt in einer qualitativen Rekonstruktion der Partnerschaftsstile bestand, die dann in einem zweiten, quantitativen Erhebungsschritt an einer großen Stichprobe überprüft und ausdifferenziert werden konnte. Ausgewertet wurden 37 biographische Leitfadeninterviews, die im Zentrum die *Partnerschaftsbiographie* der Männer



hatten, aber auch *Beziehungen im Elternhaus*, *HIV-Prävention* und *Empfängnisverhütung* fokussierten. Die qualitativ-hermeneutische Interpretation dieser Interviews führte zu einer Typologie von Partnerschaftsstilen und darüber hinaus zu einer Herausarbeitung von für diese Männer relevanten Themenfeldern, die wesentlich zur Ausdifferenzierung dieser Stile beitragen. Die Typenbildung folgte dem Verfahren der Fallkontrastierung, wonach ähnliche Interviews (minimaler Kontrast) gruppiert und divergente (maximaler Kontrast) gegenübergestellt werden. Die qualitativen Ergebnisse flossen in zweifacher Form in die Fragebogenerhebung ein: (1) Zur Festlegung von Skalen, um die partnerschaftlichen Orientierungen und weitere für die Männer relevante Themenfelder zu erheben, und (2) indem einzelne Aussagen selbst in die Konstruktion des Fragebogens im Sinne einer „hermeneutischen Sinnrekonstruktion der Items“ (Oevermann) eingingen. Damit war einerseits die Orientierung an den subjektiven Relevanzstrukturen der Befragten auch in der Fragebogenerhebung gesichert und zum anderen die Möglichkeit gegeben, Zufälligkeiten in den biographischen Interviews aufzudecken und somit die Generalisierbarkeit der Ergebnisse zu überprüfen. Themenschwerpunkte der quantitativen Erhebung waren *Partnerschaft*, *Sexualität*, *Kontrazeption* und *HIV-Prävention*.

Ausgewertet wurden 739 Fragebögen aus Freiburg und Rostock, der Rücklauf lag in Freiburg mit 52 % deutlich über den Erwartungen und den für Untersuchungen zur männlichen Sexualität üblichen Quoten; in Rostock wurden dagegen nur 23 % der verschickten Bögen zurückgesendet. Verschiedene Vergleiche mit soziodemographischen Merkmalen der Grundgesamtheit ergaben eine sehr gute Repräsentativität der Freiburger Stichprobe für die dort lebenden 20- bis 35-jährigen Männer, und auch die Stichprobe aus Rostock bildet die Zielgruppe akzeptabel ab. Neben den gängigen Verfahren wurden die in der Lebensstilforschung häufig eingesetzte explorative Methode der Korrespondenzanalyse verwendet, über die die Beziehung zwischen zwei nominalen Variablen in einem multidimensionalen Streudiagramm graphisch dargestellt werden kann. Wiedergegeben werden zweidimensionale, kanonische Lösungen.

#### *Zusammenhänge zwischen Partnerschaftsstilen und Verhütung*

Aus den qualitativen Interviews konnten vier übergreifende Partnerschaftsstile (re-)konstruiert werden, die partnerschaftliche Orientierungs- und Handlungsmuster als systematische Konfigurationen ausweisen, in denen auch das kontrazeptive Verhalten aufgehoben ist. Die Ergebnisse sprechen für die Ausgangshypothese, dass soziale Normen und Regelungen im Zusammenspiel mit individualbiographisch ausgeformten Beziehungswünschen beschreibbare und vor diesem Hintergrund sinnvolle Dispositionen erzeugen. Solche Wahrnehmungs-, Denk- und Verhaltensdispositionen bestimmen das Verhältnis zum anderen Geschlecht ebenso wie die



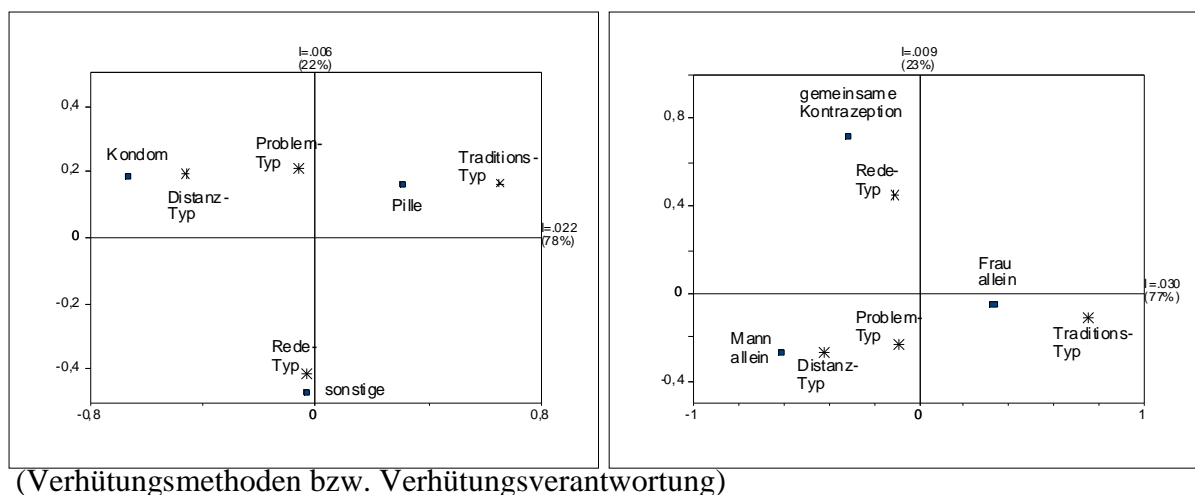
Sichtweise auf angemessenes Kontrazeptionsverhalten und damit die kontrazeptive Praxis. Es ergaben sich die folgenden – idealtypischen - Zusammenhänge zwischen Partnerschaftsstilen und Kontrazeption:

- Männer des *Problem-Typs* zeigen sich stark von individualbiographischen Faktoren und teilweise traumatischen Lebenserfahrungen geprägt. Es dominiert Leidensdruck und mangelnde Kompetenz, zu Formen befriedigender Beziehungs- und Sexualitätsgestaltung zu finden. In kontrazeptiven Fragen besteht eine weitgehende Handlungsunfähigkeit, die mit niedriger Selbsteffizienzerwartung bei der Sexualitäts- und Beziehungsgestaltung korrespondiert.
- Der *Traditions-Typ* richtet seine Partnerschafts- und Sexualitätsgestaltung an gesellschaftlicher Normalität und Regelhaftigkeit, an intergenerationeller Kontinuität und an den Werten Verlässlichkeit, Dauerhaftigkeit von Bindung und familiäre Sorge aus. Orientierung bieten Regelwissen und *Comme il faut*, wozu gehört, dass Frauen sich um die Verhütung kümmern. „Normal“ in festen Partnerschaften ist Kondombenutzung zu Beginn und auf Dauer die Verwendung der Pille. Verhütungsrisiken werden höchstens in der jugendlichen Orientierungsphase oder bei außerehelichen Beziehungen über Delegation von Verhütungsverantwortung eingegangen.
- Bei Männern des *Distanz-Typs* steht der Selbstbezug im Vordergrund und eine Erlebnisorientierung im Bereich Beziehung und Sexualität, wozu Lust, Abwechslung und Spontaneität zählen. Sie zeigen aktive Abgrenzung gegenüber Frauen zur Verhinderung von Einschränkungen, oder auch hedoniebetonte Beziehungsvorstellungen, die Unabhängigkeit von einer konkreten Partnerin als gegeben unterstellen. Verhütung wird dort negativ beurteilt und kontrazeptive Risiken da eingegangen, wo Kontrazeption dem lustvollen sexuellen Erleben entgegen stehen. Für die Nutzung von Kondomen spricht allerdings, dass die Kontrazeption damit autonom und selbständig gehandhabt werden kann und selbst bereits Distanz in der Beziehung symbolisiert.
- Im Vordergrund der partnerschaftlichen Orientierung bei Männern des *Rede-Typs* steht Kommunikation mit der Partnerin und somit kommunikative Tugenden und Kompetenzen. Partnerschaftliches Aushandeln dient dem Ziel kontinuierlicher Selbstreflexion, dem Loslösen von traditionellen Männerklischees und der Realisierung einer egalitären Partnerschaft. Diese Männer haben Erfahrung mit einem breiten Spektrum von Verhütungsmethoden, bevorzugen aber Mittel, die eine gemeinsame Verhütungspraxis mit

aktiver Teilnahme des Mannes ermöglichen. Kontrazeption wird somit selbst zum Gegenstand kommunikativen Aushandelns.

Diese vier qualitativ gefundenen Partnerschaftsstile konnten in den Daten der Fragebogenerhebung mittels einer Clusteranalyse reproduziert werden. Mit den verschiedenen Stilen, die ausschließlich auf Grundlage der partnerschaftlichen Orientierungsmuster entsprechen der biographischen Interviews gebildet wurden, gingen markante Unterschiede in der kontrazeptiven Praxis einher, die fast durchgängig in Richtung der Ergebnisse aus den biographischen Interviews ausfielen: Wird verglichen, welche Verhütungsmethoden aktuell in den Partnerschaften der Männer angewendet wurden, zeigt sich, dass natürliche Methoden und Vasektomie insbesondere Männern des *Rede-Typs* zugerechnet werden können, während Kondome und Coitus Interruptus häufige Methoden beim *Distanz-Typ* darstellten. In Partnerschaften des *Traditions-Typs* fanden dagegen besonders oft Pille und Spirale Verwendung. Noch offensichtlicher werden die Zusammenhänge, wenn die aktuellen Verhütungsmethoden nach Pille oder Kondom oder sonstigen Verfahren unterteilt werden (vgl. Abbildung 2).<sup>25</sup>

**Abbildung 2: Korrespondenzanalyse Partnerschaftsstile und Kontrazeption**



Schließlich lässt sich eine enge Verknüpfung von Partnerschaftsstilen und der männlichen Beteiligung an der Kontrazeption nachweisen. Werden die aktuell verwendeten Verhütungsmittel unterteilt nach Kontrazeption durch den „Mann allein“ (ausschließlich Kondom, Vasektomie und Coitus Interruptus), durch die „Frau allein“ (Pille, Spirale, chemische

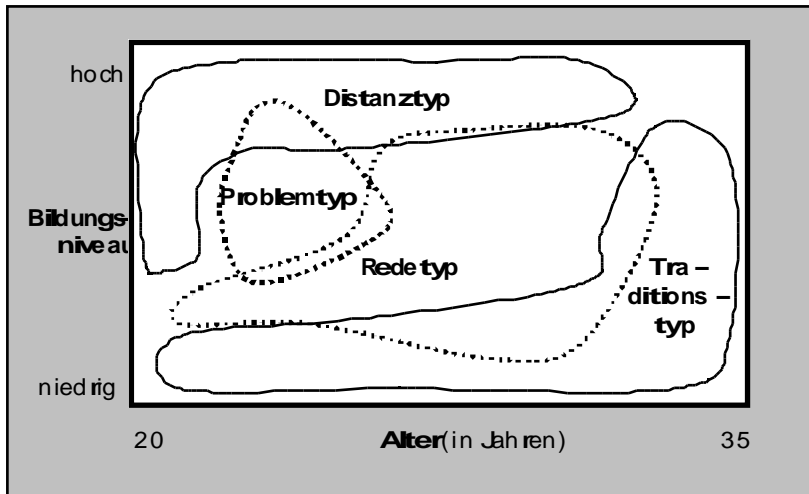
<sup>25</sup> CROSSTABS  $\chi^2$ : p  $\neq$  .001



Mittel, Diaphragma und Sterilisation) oder „gemeinsame Kontrazeption“ (natürliche Methoden allein oder in Kombination mit Kondom, und Kondom plus Pille) unterteilt, zeigt sich besonders deutlich, wie kontrazeptive Praxis mit partnerschaftlicher Orientierung korrespondiert: Während beim auf partnerschaftliche Egalität zielende *Rede-Typ* gemeinsame Verhütung im Vordergrund steht und beim auf Autonomie und Unabhängigkeit gerichteten *Distanz-Typ* Verhütung allein durch den Mann von größter Bedeutung ist, findet sich beim *Traditions-Typ* eine Aufgabenzuordnung im Rahmen traditioneller Geschlechterrollen auch bei der Frage der Kontrazeption. Schließlich zeigt sich beim *Problem-Typ*, der im übrigen auch am wenigsten Erfahrung mit verschiedenen Kontrazeptiva aufwies, keine prägnante Orientierung an spezifische Verhütungsmethoden. Somit stellen diese Partnerschaftsstile gleichzeitig Kontrazeptionsstile dar, obwohl die kontrazeptive Praxis selbst kein Kriterium zur clusteranalytischen Ausdifferenzierung der Stiltypen darstellte und auch kontrazeptive Einstellungen nur sekundär in die Clusterbildung einfluss.

#### *Partnerschaftsstile und soziales Milieu*

Es ergaben sich außerdem deutliche Unterschiede der Stile in Bezug auf den Erhebungsort, das Bildungsniveau und das Alter. Die Regionalspezifität der Stile drückte sich insbesondere durch das häufigere Vorkommen des *Traditions-Typs* im Osten und des *Distanz-Typs* im Westen aus, was den Ergebnissen der qualitativen Interviews entsprach. Starke Unterschiede zwischen den Stilen zeigen sich bezüglich des Alters: Der *Traditions-Typ* weist durchschnittlich das höchste Alter auf, während Männer des *Distanz-* und des *Problem-Typs* etwas häufiger in den jüngeren Altersgruppen zu finden sind. Die Altersunterschiede sind zwar signifikant, allerdings aufgrund des eingeschränkten Altersranges der Untersuchungsgruppe von 20 bis 35 Jahren nur begrenzt interpretierbar. Insbesondere die Frage, ob biographisch im Alter zwischen 30 und 40 Jahren traditionelle Partnerschaftsorientierungen die Oberhand gewinnen oder sich hier Kohorteneffekte widerspiegeln, die für einen gesellschaftlichen Wandel in den partnerschaftlichen Orientierungen sprechen, kann nicht entschieden werden.



**Abbildung 3: Position der Partnerschaftsstile**

Eindeutiger zu interpretieren sind dagegen die Unterschiede im Bildungsniveau: Der *Traditions-Typ* findet sich vor allem in niedrigeren Bildungsschichten, der *Problem-Typ* und mehr noch der *Distanz-Typ* sind der Gruppe mit den formal höchsten Bildungsabschlüssen zuzuordnen, wohingegen der *Rede-Typ* unauffällig über alle Bildungsgruppen verteilt ist. Die Zusammenhänge zwischen Stilen und Bildungsniveau sind ebenfalls signifikant<sup>26</sup>. In Abbildung 3 ist stark vereinfacht die Position der Partnerschaftsstile im Raum von Alter und Bildung wiedergegeben, in Tabelle 1 finden sich einige idealtypische Merkmale der vier Stile.

Obwohl verschiedene Lebensstilansätze zur Identifikation von strukturell-positionalen Ungleichheiten und von „subjektiven“ Orientierungen oder Präferenzen unterschiedliche Indikatoren heranziehen, kommen gerade dem Alter und dem Bildungsniveau als Milieuzeichen eine herausragende Bedeutung zu.<sup>27</sup> Naheliegend - wenn auch aufgrund der von uns erhobenen Daten nicht wirklich belegbar – wäre, dass die gefunden Partnerschaftsstile auf differenzierbare Milieus verweisen, die durch unterschiedliche partnerschaftliche Orientierungsmuster und durch sozialstrukturelle Unterschiede gekennzeichnet sind. Beides ist offensichtlich aneinander gekoppelt, differente soziale Positionen weisen unterschiedliche dominante Partnerschaftsorientierungen aus et vice versa. Wie sehr solche Orientierungsmuster stratifiziert und stratifizierend sind, lässt sich zumindest vermuten: Höchste Kompatibilität mit der Mobilitätsumutung einer individualisierten Arbeitsgesellschaft weisen die Partnerschaftsvorstellungen des *Distanztyps* auf; insbesondere dann, wenn die Partnerin selbst an

<sup>26</sup> Altersunterschiede: ANOVA F: p  $\neq$  .001; Bildungsunterschiede: CROSSTABS  $\chi^2$ : p  $\neq$  .001

<sup>27</sup> z.B. Schulze (1992)



dieser Arbeitsgesellschaft in einer aussichtsreichen Position partizipiert. Werden dagegen auf Kontinuität zielende Single-earner-Modelle mit Anlehnung an die Versorgungsehe zugrundegelegt, dürfte sich vor allem die Orientierung des *Traditionstyps* als funktional erweisen.

**Tabelle 1: Idealtypische Merkmale der vier Partnerschaftsstile**

Stile	Merkmale
Distanz-Typ	<p>Soziodemographische Faktoren: Höchste Bildung, häufig noch in Ausbildung, eher in der jüngeren Altersgruppe zu finden; überwiegend feste Partnerbeziehung, aber keine Ehe und ohne Kinder.</p> <p>Partnerschaftliche Orientierung: Ablehnung von verlässlicher Bindung und von kommunikativer Gestaltung von Beziehung und Sexualität; eher „promiskues“ Verhalten.</p> <p>Kontrazeption: Legt keinen Wert auf partnerschaftliche Verhütung, akzeptiert aber Kondome und wendet diese oder auch den Coitus Interruptus als relativ autonome Verhütungsmethode an. Es besteht Erfahrung mit einem breiten Spektrum an Verhütungsmitteln.</p>
Traditions-Typ	<p>Soziodemographische Faktoren: Eher niedrige Bildung, überwiegend berufstätig, deutlich älteste Gruppe; meist in fester, lange dauernder Partnerbeziehung, überwiegend als Ehe und meist mit Kindern.</p> <p>Partnerschaftliche Orientierung: Orientierung an traditionellen Werten, Ablehnung von Gleichberechtigung; feste Bindung wird als unproblematisch erlebt; Treue ist theoretisch und praktisch sehr wichtig.</p> <p>Kontrazeption: Ordnet Kontrazeption dem Verantwortungsbereich von Frauen zu, dementsprechend sorgt die Partnerin durch Pille, Spirale und Sterilisation für Empfängnisverhütung, wenn keine Kindern gewünscht werden.</p>
Rede-Typ	<p>Soziodemographische Faktoren: Verschiedene Bildungsniveaus, aber leicht unterdurchschnittlich; häufig berufstätig oder in Ausbildung; zweitälteste Gruppe; häufig in festen Partnerschaften, teilweise auch als Ehen, selten mit Kindern.</p> <p>Partnerschaftliche Orientierung: Einerseits konventionelle Beziehungsvorstellungen mit dauerhafter Bindung, aber starke Betonung von kommunikativem Aushandeln und partnerschaftlicher Egalität; Orientierung an Treue.</p> <p>Kontrazeption: Kontrazeption stellt eine gemeinschaftliche und partnerschaftliche Aufgabe dar, Kondome werden als Verhütungsmittel akzeptiert, Erfahrung besteht mit unterschiedlichen Methoden; der Mann beteiligt sich an der Kontrazeption durch Kondome, häufig kombiniert mit anderen Methoden, durch natürliche Verhütung oder auch durch Vasektomie.</p>



---

Stile	Merkmale
Problem-Typ	<p>Soziodemographische Faktoren: Eher höheres Bildungsniveau, häufig berufstätig oder auch arbeitslos; findet sich am ehesten in der mittleren Altersgruppe; häufig ohne feste Partnerin oder in nur kurz dauernden Partnerschaften.</p> <p>Partnerschaftliche Orientierung: Starke Probleme im Beziehungsaufbau und Bindungsunsicherheit; partnerschaftliche Kommunikation fällt schwer und wird deutlich abgelehnt; auch Gleichberechtigung wird eher abgelehnt.</p> <p>Kontrazeption: Ist durch Defizite und Widersprüche gekennzeichnet: Eine Beteiligung an gemeinsamer Verhütung wird zwar befürwortet, Kondome aber abgelehnt; lebensgeschichtliche Erfahrung mit Kondomen, wie auch mit anderen Methoden, liegen nur geringe vor. Aktuell verwendet werden Kondome allerdings dann, wenn nicht die Partnerin für Kontrazeption sorgt.</p>

---

### *Fazit*

Sobald der eigentlich sinnfällige Gehalt von Verhütungspraxis für die Konstruktion von Geschlechterverhältnissen nicht mehr ignoriert wird, tritt eine tiefere Rationalität dieser Praxis zu Tage: Anhand von Datenmaterial aus biographischen Interviews und Fragebögen hatte sich zeigen lassen, dass die Art der Verhütung in hohem Maße mit grundlegenden Deutungsmustern korrespondiert, die mit dem Titel *Partnerschaftsstile* belegt werden können: Neben den unbestreitbaren Unterschieden der verschiedenen Verhütungspraktiken in punkto Sicherheit, Flexibilität oder Praktikabilität „machen sie Sinn“ auch in Bezug auf Strukturierung von Männlichkeit und Geschlechterverhältnissen. Empfängnisverhütung – so die These – stellt sogar eine besonders prominente Praxis dar, die Ausdruck und Bedingung eines bestimmten Partnerschaftsstils, eines bestimmten geschlechtlichen Habitus ist, der durch strukturelle Bedingungen verschiedener Männlichkeitsmilieus geprägt ist und diese wiederum prägt. Am Beispiel solcher Partnerschaftsstile und Verhütungspraktiken lässt sich zeigen, wie Typologien von Männlichkeit und deren Praxisformen auch durch die Bedingungen sozialer Milieus konstituiert werden und umgekehrt für diese konstitutiv sein können.

Die Anbindung eines solchen Modells an die Diskussion um Lebensstile rückt einen wichtigen Aspekt ins Blickfeld: Im Rahmen der Lebensstilforschung wird wiederholt kritisiert, dass verschiedene Stiltypologien bloß artifizielle Aggregate ohne Lebensrelevanz repräsentieren, und völlig offen lassen, welche Bedeutung ihnen für das Symbolisieren von Identität und Zugehörigkeit, für die Abgrenzung zu anderen Lebensführungsweisen und für die Schließung sozialer Beziehungen zukommen könnte. Eine entsprechende Kritik ließe sich auch an



verschiedenen Männlichkeitstypologien formulieren: Die in den letzten Jahren veröffentlichten Typologien weisen eine sehr unterschiedliche Güte bezüglich dessen auf, wie alltagsrelevant die zugewiesenen Typenmerkmale für die Beforschten sein dürften, wie stark sie sich als Zeichen zur Distinktion oder Identifikation eignen. Sollen nicht lediglich äußerliche Ähnlichkeitsgruppen zu Tage gefördert werden, muss die subjektive Relevanz von Merkmalen und der Sinn der Praxis für die Erforschten selbst zum zentralen Konstitutionsmerkmal gemacht werden. Der analytischen Rekonstruktion der Sinnwelt ist deswegen unbedingte Priorität einzuräumen vor einer rein mathematischen Clusterbildung. Allerdings verschafft ein sich daran anschließender quantitativer Erhebungsschritt und der gezielte Fokus auf eine bestimmte Praxis den forschungsmethodischen Vorteil, mittels eines ausgewiesenen Referenzkriteriums die gefundene Typologie von Männlichkeiten zu validieren und damit an der Alltagsrelevanz zu verankern. In unserem Fall ermöglichte die Reproduktion der Partnerschaftsstile auf der Ebene von Fragebogendaten immerhin den Nachweis, dass die vorgenommene Unterscheidung tatsächlich einen Unterschied in der Verhütungspraxis macht.

Aussichtsreich für eine weiterführende Typologie von Männlichkeiten scheint aus dieser Sicht vor allem eine Verbindung der Stärken von sozialkonstruktivistischer Geschlechterforschung mit denen von Milieukonzepten: Erstens die Rekonstruktion des Sinns der Praxis für die Konstruktion von sozialem Geschlecht, wobei „sozial“ eben auch die Dimension sozial ungleicher Strukturen und Anforderungen im Hinblick auf Geschlecht beinhaltet. Und zweitens eine empirische Rückbindung der so gefundenen Typen sowohl an Indikatoren sozialstruktureller Ungleichheit als auch an Zeichen „subjektiver“ Orientierungen und Präferenzen. Vor allem für die Abschätzung von Veränderungspotentialen und deren Grenzen dürfte der Enge des Zusammenhangs zwischen Männlichkeit und Milieu entscheidende Bedeutung zukommen. Und zu guter Letzt bietet Connells Frage nach der Hegemonie auch ein entscheidendes Kriterium gegen eine Beliebigkeit von Männertypologien: Sie ist ja gleichzeitig die Frage danach, ob und wie typisierte Orientierungen selbst ungleichheitsrelevant sind.

### *Literatur*

- Beck, U. (1990). Freiheit oder Liebe. Vom Ohne-, Mit- und Gegeneinander der Geschlechter innerhalb und außerhalb der Familie. In: U. Beck & E. Beck-Gernsheim (Verf.), *Das ganz normale Chaos der Liebe*. Frankfurt: Suhrkamp, 20-64.
- Becker, P. & Minsel, B. (1986). Geschlechtsdifferenzen in seelischer Gesundheit: Fakten, Hintergründe, Konsequenzen. In: A. Schorr (Hrsg.), *Bericht über den 13. Kongress für Angewandte Psychologie. Bonn, September 1985*. Bonn: Deutscher Psychologen Verlag, 49-52.



- Bierhoff, H.-W. (1991). Liebe. In: M. Amelang, H.J. Ahrens & H.W. Bierhoff (Hrsg.), *Attraktion und Liebe. Formen und Grundlagen partnerschaftlicher Beziehungen*. Göttingen: Hogrefe, 197-232.
- Bourdieu, P. (1982). *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Bourdieu, P. (1983). Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: R. Kreckel (Hrsg.), *Soziale Ungleichheit*. Göttingen: Verlag Otto Schwartz, 183-198.
- Bourdieu, P. (1997a). Die männliche Herrschaft. In: I. Dölling & B. Kraus (Hrsg.), *Ein alltägliches Spiel: Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis*. Frankfurt: Suhrkamp, 153-217.
- Bourdieu, P. (1997b). Männliche Herrschaft revisted. *Feministische Studien*, 2, 88-99.
- Bourdieu, P. (i. Dr.). Die männliche Herrschaft. Frankfurt: Suhrkamp.
- Brähler E. & Kupfer, J. (i. Dr.). *Mann und Medizin. Jahrbuch der Medizinischen Psychologie*, Bd. 19. Göttingen: Hogrefe.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (1998). Die Familie im Spiegel der amtlichen Statistik (3te aktualisierte und erweiterte Auflage). Bonn: BMFSFJ.
- Burda-Verlag (1983). *Männer-Lebensstile*. Offenburg: Burda.
- Burkart, G. (1997). *Lebensphasen - Liebesphasen: Vom Paar zur Ehe zum Single und zurück?* Opladen: Leske und Budrich.
- Carrigan, T., Connell, R.W. & Lee, J. (1996). Ansätze zu einer neuen Soziologie von Männlichkeit. In: BauSteineMänner (Hrsg.), *Kritische Männerforschung: Neue Ansätze in der Geschlechtertheorie*. Berlin: Argument-Verlag, 38-75.
- Connell, R.W. (1995). The big picture: Formen der Männlichkeit in der neueren Weltgeschichte. *Widersprüche*, 56/57, 23-46.
- Connell, R.W. (1998). Männer in der Welt: Männlichkeit und Globalisierung. *Widersprüche*, 67, S. 91-106.
- Connell, R.W. (1999). *Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeit*. Opladen: Leske + Budrich.
- Dahlbender, R.W & Kächele, H. (1994). Qualitativ-quantifizierende Analyse internalisierter Beziehungsmuster. In: H. Faller & J. Frommer (Hrsg.), *Qualitative Psychotherapieforschung: Grundlagen und Methoden*. Heidelberg: Asanger, 228-246.
- Fichtner, J. (1999a). Männliche Partnerschaftsstile und Verhütung: Ansatzpunkte für ein theoretisches Modell kontrazeptiver Praxis. In: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (Hrsg.), *Wissenschaftliche Grundlagen, Teil 3: Familienplanung*. Köln: BZgA, 65-93.
- Fichtner, J. (1999b). *Über Männer und Verhütung: Der Sinn kontrazeptiver Praxis für Partnerschaftsstile und Geschlechterverhältnis*. Münster: Waxmann.
- Fichtner, J. (2000). Kontrazeptor II: Die Rückkehr des Märchenprinzen? Über Männer und Verhütung. *Dr. med. Mabuse*, 125, 54-58.
- Fichtner, J. (i. Dr.). Aspekte männlicher Sexualität: Zur Soziologie und Psychologie von Empfängnisverhütung und sexuellen Problemen. In: E. Brähler & J. Kupfer (Hrsg.), *Mann und Medizin. Jahrbuch der Medizinischen Psychologie*, Bd. 19. Göttingen: Hogrefe.
- Franzkowiak, P. (1986). *Risikoverhalten und Gesundheitsbewusstsein bei Jugendlichen*. Berlin: Springer.
- Frerichs, P. & Steinrück, M. (1997). Kochen - ein männliches Spiel? Die Küche als geschlechts- und klassenstrukturierter Raum. In: I. Dölling & B. Kraus (Hrsg.), *Ein alltägliches Spiel: Geschlechterkonstruktion und soziale Praxis*. Frankfurt: Suhrkamp, 231-258.
- Helfferrich, C. (1994). *Jugend, Körper und Geschlecht*. Opladen: Leske & Budrich.
- Hradil, S. (1987). *Sozialstrukturanalyse in einer fortgeschrittenen Gesellschaft. Von Klassen und Schichten zu Lage und Milieus*. Opladen: Leske & Budrich.
- Hurrelmann, K. (1996). Männergesundheit - Frauengesundheit. Warum fällt die Lebenserwartung von Männern immer stärker hinter die der Frauen zurück. In: A. Haase, N. Jöstings, K. Mücke & D. Vetter (Hrsg.), *Auf und Nieder. Aspekte männlicher Gesundheit*. Tübingen: DGVT-Verlag, 165-178.



- Kolip, P. (1994). „Gesundheit ist, wenn ich mich wohl fühle“: Ergebnisse qualitativer Interviews zu Gesundheitsdefinitionen junger Frauen und Männer. In: P. Kolip (Hrsg.), *Lebenslust und Wohlbefinden. Beiträge zur geschlechtsspezifischen Jugendgesundheitsforschung*. Weinheim: Juventa, 139-192.
- Liebau, E. (1992). Habitus, Lebenslage und Geschlecht: Über Sozioanalyse und Geschlechtersozialisation. In: K.-J. Tillmann (Hrsg.), *Jugend weiblich - Jugend männlich*. Opladen: Leske & Budrich, 134-148.
- May, M. (1995). Konstruktion von Männlichkeit in unterschiedlichen soziokulturellen Milieus. *Widersprüche*, 56/57, 89-102.
- Meuser, M. & Behnke, C. (1998). Tausendundeine Männlichkeit? Männlichkeitsmuster und sozialstrukturelle Einbindung. *Widersprüche*, 67, S. 7-26.
- Meuser, M. (1998). *Geschlecht und Männlichkeit: soziologische und kulturelle Deutungsmuster*. Opladen: Leske + Budrich.
- Michailow, M. (1996). Individualisierung und Lebensstilbildung. In: O.G. Schwenk (Hrsg.), *Lebensstil zwischen Sozialstrukturanalyse und Kulturwissenschaft*. Opladen: Leske und Budrich, 71-95.
- Müller, H.-P. (1992). *Sozialstruktur und Lebensstile. Der neuere theoretische Diskurs über soziale Ungleichheit*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Schnack, D. & Neutzling, R. (1990). *Kleine Helden in Not: Jungen auf der Suche nach Männlichkeit*. Reinbek: Rowohlt.
- Schulze, G. (1992). *Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart*. Frankfurt: Campus.
- Tyrell, H. (1987). Romantische Liebe: Überlegungen zu ihrer „quantitativen Bestimmtheit“. In: D. Baecker, J. Markowitz, R. Stichweh, H. Tyrell & H. Willke (Hrsg.), *Theorie als Passion: Niklas Luhmann zum 60. Geburtstag*. Frankfurt: Suhrkamp, 570-599.
- Zimmermann, P., Sprangler, G., Schieche, M. & Becker-Stoll, F. (1995). Bindung im Lebenslauf: Determinanten, Kontinuität, Konsequenzen und künftige Perspektiven. In: G. Sprangler & P. Zimmermann (Hrsg.), *Die Bindungstheorie: Grundlagen, Forschung und Anwendung*. Stuttgart: Klett-Cotta, 311-334.